

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **32 (1952-1953)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

150 Jahre Georg Fischer Werke

Mehrere große Industrien befinden sich in diesen Jahren in einer Phase des Jubiläums, darunter auch die Stahlwerke *Georg Fischer* in Schaffhausen, die auf anderthalb Jahrhunderte ihres Bestehens zurückblicken können. *Johann Conrad Fischer* (1773—1854) — übrigens ein Freund und Reisekamerad *Johann Caspar Eschers*, des Gründers von *Escher Wyß* in Zürich — verließ im Jahre 1802 das väterliche Handwerk des Kupferschmieds, um sich im Mühltal bei Schaffhausen mit Metallurgie und Stahlguß zu befassen. Er ist als eine der bedeutendsten Gründergestalten des beginnenden 19. Jahrhunderts erkannt worden.

Die Leitung der heutigen Firma, vorab der Präsident, *Ernst Homberger*, der kürzlich von der Handelshochschule St. Gallen zum Ehrendoktor ernannt wurde, und der führende Kopf des Unternehmens, Direktor *Ernst Müller*, haben diesem weithin sichtbaren Ereignis eine vorbildliche kulturelle Form gegeben: nicht nur wurde auf das Jubiläum hin das ehemalige Kloster Paradies zu einer Stätte der Wissenschaft und der Gastlichkeit umgebaut — es beherbergt heute eine in ihrer Art einzige, kostbare und sorgfältig gepflegte *Eisen-Bibliothek*. Außerdem ist eine ganze Reihe von Buchwerken, die sich mit der Geschichte Schaffhausens, der Firma *Georg Fischer* und ihres Gründers befassen, in letzter Zeit herausgegeben worden.

Diesen Publikationen setzt die *Jubiläumsschrift 150 Jahre Georg Fischer Werke* die Krone auf. Es ist eine mit viel Verständnis, Geschmack und Umsicht bearbeitete Buchgabe, die im weitesten Sinne an das historische, technische und soziale Interesse des wißbegierigen Laien appelliert. Das Manuskript verfaßte, bis auf einige technische und kommerzielle Abschnitte, Dr. Franz Aschinger, Handelsredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung*. Der Leser erfährt in Wort und Bild Wesentliches über Persönlichkeiten, Produktionsstätten, Erzeugnisse und Arbeitsmethoden, wissenschaftliche und soziale Zusammenhänge, und er lernt auch die industriellen und handelspolitischen Kraftfelder kennen, in denen eine so große Firma mit der Zeit hineingewachsen ist. Mit den ausländischen Niederlassungen in Deutschland, England, Frankreich und Italien zusammen beschäftigt sie heute 9000 Personen.

Die Jubiläumsschrift trägt auch buchtechnisch einen festlichen Charakter, indem sie verschiedene Drucktechniken in gepflegter Weise vereinigt; ein Anhang mit ganzseitigen, eindrucksvollen Bildern aus dem Betrieb ist in Buchdruck gehalten, während ein alter farbiger Plan des Werkes im Mühltal als Offsetdruck auf dem Vorsatzpapier Verwendung fand.

Eine industrielle Führung, die die geistigen und kulturellen Interessen in so hervorragender Weise wahrnimmt, verdient die öffentliche Anerkennung nicht nur wegen der publizistischen Tätigkeit als solcher, sondern vor allem auch wegen der aus dem Verborgenen herausgehobenen wertvollen historischen Schätze, die uns die Geschichte einer lebenswichtigen Industrie und die Verdienste einer markanten Gründerpersönlichkeit vor Augen führen.

Hans Rudolf Schmid

Neue Beiträge zur Schweizergeschichte

Trotzdem die Erforschung der Schweizergeschichte mehr im Stillen vor sich geht, ist in der Schweiz das Interesse für das geschichtliche Leben doch rege. Diese Tatsache wird neuerdings belegt in einem Bericht an die Schweizerische Geisteswissenschaftliche Gesellschaft, den der Generalsekretär der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz über «Die historischen Arbeiten der Schweiz» im Februar 1950 erstattet hat. Einige Zahlen: Den historischen Vereinen, die für ihre Periodika jährlich gegen 180 000 Fr. aufwenden, gehören ungefähr 13 000 Geschichtsfreunde an. Die Kosten der gegenwärtig in den Kantonen in Arbeit stehenden Quellenwerke werden auf 8—900 000 Fr. geschätzt, wobei kleinere regionale und die großen, auf 650 000 Fr. zu veranschlagenden Arbeiten der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft noch nicht einmal mitgezählt sind. Eine so intensive historische Bemühung ist nur denkbar, weil die Vereinigungen der Historiker eine verästelte, föderalistische Struktur aufweisen.

Außer dem Zentralblatt der Schweizer Historiker, der 1921 aus dem «Anzeiger für schweizerische Geschichte» hervorgegangenen Zeitschrift für Schweizerische Geschichte, oder wie sie neuerdings heißt *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, die gegenwärtig von Dr. Karl Schib in Schaffhausen und Dr. Jean-Charles Biaudet in Lausanne redigiert wird und der eine noch stärkere Verbreitung zu wünschen ist, enthalten auch die in verschiedenen Gegenden erscheinenden Blätter Beiträge zur Schweizergeschichte, die oft den lokalen Rahmen überschreiten. So bringt die *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde*, deren Jahrgang 1950 uns vorliegt, neben biographischen Skizzen (eine Autobiographie aus dem 17. Jahrhundert, ein Hinweis auf Edmund von Steiger, ein Nachruf auf den Historiker und Bundesrichter Paul Georg Kasser), neben mehr anekdotischen Beiträgen einige wertvolle Aufsätze zur bernischen Kulturgeschichte (über die große Glocke von Sumiswald, über einen Jegenstorfer Schulrodel von 1664, über den Grundbesitz der Saaner Geschlechter im 13. Jahrhundert u. a.)¹⁾. Einigen dieser historischen Zeitschriften werden von Zeit zu Zeit sogenannte *Beihefte* angefügt. Das Beiheft Nr. 6 der Zeitschrift für Schweizerische Geschichte bringt aus dem Nachlaß eines bedeutenden Forschers, des 1944 in Weggis verstorbenen deutschen Gelehrten *Ferdinand Güterbock*, eine auf solider Quellengrundlage stehende Arbeit über *Engelbergs Gründung und erste Blüte 1120—1223*, die P. Gall Heer herausgegeben hat²⁾. Das von Muri aus gegründete Kloster Engelberg, das dank seiner berühmten Schreibschule über mittelalterliche Handschriften von seltenem Wert verfügt, hat die besten Vertreter der modernen Urkundenforschung immer wieder zu Studien angeregt. Nun erhält es durch den Berliner Gelehrten eine genauere Bestimmung seiner Gründungsgeschichte. Zu sehen wie Güterbock scharfsinnig das Echte vom Gefälschten trennt, wie er den Bemühungen anderer Forscher Anerkennung zollt oder zu weit gehende Thesen überzeugend verwirft, und wie er die bisherigen Forschungsergebnisse einbezieht in seine eigene Darstellung, ist auch für jeden Leser wertvoll, dessen Interessen mehr in der Neuzeit liegen. — In einem weiteren Beiheft veröffentlicht die kundige Herausgeberin des Bündner Urkundenbuches, Frau *Elisabeth Meyer-Marthaler*, eine verfassungsgeschichtliche Studie *Rätien im frühen Mittelalter*, die aus gründlicher Kenntnis des Urkundenbestandes schöpft und viel Licht in eine noch wenig erhellte Zeit bringt³⁾. Weil im Rand- und Übergangsgebiet Rätien römisches und fränkisches Recht zusammenstoßen und sich später ablösen, ist eine Untersuchung der verfassungsrechtlichen Zustände in der zur deutschen Grafschaft werdenden römischen Provinz besonders aufschlußreich.

Erfreuliche Förderung hat in den letzten Jahren auch die Erforschung der Geschichte schweizerischer Städte erfahren. Zu den Büchern über Mellingen, Bremgarten und Sempach gesellt sich nun eine sehr eingehende *Geschichte der Stadt Dießenhofen im Mittelalter* aus der Feder von *Willi Rüedi*⁴⁾. In dem inhaltsreichen Band ist das Schicksal der mit einem frühen, schon 1178 datierten Stadtrecht versehenen Kleinstadt lebendig gemacht. Ursprünglich eine militärische Gründung der Kiburger, wurde die Siedlung am Rhein eingeschaltet in die Landesverwaltung der Habsburger, deren straffes Regiment sich erst lockerte, als die freiheitliche Bewegung in der Innerschweiz erstarkte. Dießenhofen wurde nach einer kurzen Epi-

sode der Reichsfreiheit zum eidgenössischen Untertanengebiet geschlagen. Von besonderem Interesse ist in dem gehaltvollen Buch von Rüedi die Frage, warum trotz günstiger Ausgangsposition Dießenhofen eine von Schaffhausen und Stein am Rhein überflügelte Kleinstadt blieb. Neben geopolitischen Motiven spielt wohl auch die geringe wirtschaftliche Initiative der Bürgerschaft eine Rolle, worauf Hektor Ammann in Heft 86 der Thurgauischen Beiträge zur vaterländischen Geschichte aufmerksam macht⁵⁾.

Besondere Erwähnung verdienen die Quellenpublikationen, die als Grundlage für manche Forschungsarbeit dienen und deshalb Zuverlässigkeit und sorgfältige Betreuung voraussetzen. Die im Auftrag der Regierung des Kantons Wallis edierten *Walliser Landratsabschiede seit dem Jahre 1500* liegen in zwei Bänden vor. Der aus dem Nachlaß des verstorbenen Historikers *Dionys Imesch* herausgegebene zweite Band erscheint 33 Jahre nach dem ersten; er enthält die Protokolle des Walliser Landrates, die schriftlichen Anfragen und Mitteilungen an die eidgenössischen Orte, Gerichtsurteile, Empfehlungs- und Beglaubigungsschreiben aus der bewegten Zeit von 1520 bis 1529⁶⁾. Es ist überaus wertvoll zu erfahren, wie die Ereignisse der schweizerischen Reformation in einem stark der kirchlich-katholischen Tradition verpflichteten Zugewandten Ort vermerkt und beurteilt werden. Das Nachschlagen in dem 400seitigen Buch wird durch beigefügte Register und Verzeichnisse erleichtert.

Mit der hohen Epoche der Schweizergeschichte nach 1500 beschäftigt sich auch *Anton Brücher*, dessen Zürcher Dissertation *Die Mailänderkriege (1494—1516) im Urteil der neueren schweizerischen Geschichtsschreibung* behandelt⁷⁾. Der Verfasser zeigt eingangs, wie die Historiker des frühen 19. Jahrhunderts in den ennetbirgischen Feldzügen eine «Bewegung ehrgeiziger Tatkraft», ein Macht- und Gewinnstreben sahen. Ihnen gegenüber stellt er die Auffassungen der kritischeren Forschung des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, welche die Mailänderzüge als Großmachtspolitik zu bezeichnen pflegte. Dadurch wird wieder einmal deutlich gemacht, in welchem Maße die historische Forschung von der Persönlichkeit des Geschichtsschreibers und von der Zeit her bedingt ist. Über den Wandel in der Geschichtsbetrachtung dringt Brücher geschickt in die sachliche Problematik der Mailänderkriege ein, wie sie vor allem Ernst Gagliardi schon aufgefallen ist.

Arbeiten historiographischer Natur erfordern Reife und Takt. Es ist anzuerkennen, daß gerade in den letzten Jahren wertvolle Bausteine zu einer neuen Geschichte der schweizerischen Historiographie gesetzt wurden, doch darf darüber die Geschichtsschreibung als Aufgabe nicht vergessen werden. Wertvoller als eine Betrachtung über die Art, wie andere Historiker gedacht, geschrieben und gerichtet haben, erscheint immer noch die eigene, aus den Quellenstudien hervorgehende Darstellung, wobei selbstverständlich die Herausgabe und Begutachtung älterer Darstellungen ihre volle Berechtigung hat. Waren die Schriften des aus Mollis gebürtigen, in Freiburg i. B. wirkenden Humanisten Heinrich Loriti oder *Glarean* bisher nur dem Spezialforscher vertraut, so verschafft ihnen nun eine dankbar begrüßte Schrift wenigstens teilweise Verbreitung. Die von *Konrad Müller* und *Hans Keller* sachkundig besorgte Textausgabe, der Dr. *Emil F. J. Müller* eine den Glarner Humanisten trefflich kennzeichnende Einleitung vorangestellt hat, enthält die lateinischen Texte des *Epos vom Heldenkampf bei Näfels und andere, bisher ungedruckte Gedichte*⁸⁾. In ihnen vermischt sich buntfarben die schweizergeschichtliche Tradition mit der antiken Welt. *Alt Landammann J. Müller* hat das Humanistenlatein Glareans liebevoll und lebendig in wohlgeformte deutsche Hexameter übertragen.

Dem Schwiegersohn Bullingers, dem Zürcher Geschichtsschreiber und Theologen *Josias Simler*, verdanken wir eine deutsch und lateinisch gefaßte Geschichte der Eidgenossenschaft, die zunächst nur als ein Auszug aus Tschudis großem Werk gedacht war. Die Ausgabe von 1576 *De Republica Helvetiorum libri duo...*, eine zuverlässig dokumentierte Darstellung der Schweizergeschichte, fand große Verbreitung: schon im 16. Jahrhundert in manche Sprachen übersetzt und viel gelesen, darf sie noch heute als ein Standardwerk des historischen Staatsrechtes gelten. Als eine Vorstudie zu seinem Buch über Die Anfänge des neueren Natur- und Völkerrechtes hat nun der Rechtshistoriker Dr. *Ernst Reibstein* eine gewichtige

Schrift *Respublica Helvetiorum. Die Prinzipien der eidgenössischen Staatslehre bei Josias Simler* erscheinen lassen⁹⁾. Simler zeigt sich von einer Rechtsidee beherrscht: er sucht auf den Rechtsgrund der eidgenössischen Staatlichkeit hinabzusteigen und findet ihn als erster im Prinzip der Legitimität der Eidgenossenschaft, deren vorhandene politische und militärische Tüchtigkeit er aus dem Volkscharakter, aus der Eigenart von Boden und Klima ableitet. Bei Simler läßt sich eine frühe gemeineidgenössische Gesinnung erkennen, die den Zürcher zu einer sympathischen und vermehrtes Interesse verdienenden Gestalt macht.

Der begabte und vielseitige Basler Professor *Johann Rudolf Iselin* (1705—1779) wäre kaum über die Grenze seiner Vaterstadt hinaus bekannt geworden, wenn er nicht das «Chronicon Helveticum» von Aegidius Tschudi erstmals herausgegeben hätte, jenes Werk, das auch den großartigen «Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft» Johannes von Müllers und Schillers «Wilhelm Tell» als Quelle zugrunde lag. Dr. *Fritz Heitz* widmet seine Basler Dissertation dem ruhelosen und ehrgeizigen Vertreter der frühen Aufklärung in der Schweiz, der in den Jahren 1763—1764 auch der Universität Basel als Rektor vorstand, im übrigen aber trotz seiner Betätigung als Jurist, Historiker, Redaktor, Schriftsteller, Politiker, Bibliothekar und Dozent im Schatten seines berühmten Neffen Isaak Iselin verblieb¹⁰⁾. Die Arbeit von Heitz ermöglicht eine bessere Beurteilung der Bedeutung von Johann Rudolf Iselin.

Der späteren Aufklärung gehört der aus der Gegend von Brugg stammende Arzt und Politiker *Albrecht Rengger* (1764—1835) an, der schweizerische Innenminister in der Zeit der Helvetik. *Hans Dietiker* versucht in einer ansprechenden Zürcher Dissertation die Frage nach dem weltanschaulichen Untergrund der Gedanken Rengggers zu lösen, wobei er sich in weiser Erkenntnis der Grenzen eines solchen Vorhabens auf das *Geschichtsbild, Menschenbild und Staatsbild im Denken Albrecht Rengggers* beschränkt¹¹⁾. Vor dem Leser entsteht das Bild eines im aufklärerischen Idealismus verharrenden Geistes, der in der Geschichte ein gesetzmäßiges, naturhaftes Fortschreiten und Fortbilden sieht, die Menschen als fortzubildende Wesen betrachtet und dem Staat die Aufgabe zuweist, «die gesellschaftlichen Verhältnisse rechtlich so zu ordnen, daß die Entwicklung des Menschengeschlechtes zur Humanität möglich wird».

Daß die Schweiz nach der Katastrophe von Marignano 1515 nicht in einen Zustand der machtpolitischen und diplomatischen Entsagung geriet, wie ältere Bücher noch darlegen, ist bekannt, doch im einzelnen noch ungenügend belegt. Die Verbindungen zwischen den 13 alten Orten und dem Ausland rissen auch nachher nicht ab, als in der Reformation die innenpolitischen Fragen vorherrschen mußten. Eine Detailuntersuchung über die schweizerische Außenpolitik im 16. Jahrhundert liefert *Wolfgang Schneewind*, der *Die diplomatischen Beziehungen Englands mit der alten Eidgenossenschaft zur Zeit Elisabeths, Jakobs I. und Karls I. 1558—1649* zum Gegenstand einer eingehenden und doch die großen Linien aufzeigenden Betrachtung gemacht hat¹²⁾. Ein Jahrhundert schweizerischer Außenpolitik wird darin beleuchtet. Von Matthäus Schiner, der dem Lenker der englischen Politik unter Heinrich VIII., dem Kardinal Wolsey, vergeblich eine politische Verbindung nahelegte, führt die Geschichte der englisch-schweizerischen Beziehungen im 16. und 17. Jahrhundert zur großen Elisabeth, die sich trotz starker, durch die Reformation genährter geistiger Bande zwischen den beiden Ländern größter Zurückhaltung befleißigte. Direkte Einflüsse von Seiten Englands auf die Politik der reformierten eidgenössischen Orte lassen sich erst unter den ersten Stuarts nachweisen. Der Verfasser macht deutlich, wie der englische Gedanke der «Balance of Power» in die wechsellvollen Beziehungen zur Schweiz hineinspielte und wie während des Dreißigjährigen Krieges ein gemeinsames Interesse vor allem an der Ausweitung des Handelsverkehrs bestand.

In der gleichen Weise, ebenfalls von Edgar Bonjour in Basel angeregt, untersucht *Margrit Hatze* in ihrer Doktorarbeit *Die diplomatisch-politischen Beziehungen zwischen England und der Schweiz im Zeitalter der Restauration*¹³⁾. Das zur Verfügung stehende Material ist naturgemäß größer, so daß die Verfasserin die Restauration in drei Perioden aufgliedert. In der ersten Phase, von der französischen Revolution bis zur Völkerschlacht bei Leipzig, wird Englands Interesse an der Schweiz von seiner Gegnerschaft zu Frankreich her bestimmt. Auch in der zweiten,

von 1813—1815, stehen die Beziehungen noch ganz im Schatten der europäischen Politik. Erst in der dritten Periode, der eigentlichen Restaurationszeit, werden die diplomatischen Beziehungen lebhafter. Sie beginnen mit der Entsendung des jungen Stratford Canning an die Tagsatzung von Zürich im Juli 1814, dem es aber nachher in der Windstille der eidgenössischen Restaurationspolitik nicht sonderlich behagte. In welcher Weise sich die englischen Diplomaten in der Schweiz als Kommentatoren und Ratgeber der schweizerischen Innenpolitik beteiligten, hat die Verfasserin sehr schön herausgearbeitet.

Es scheint, daß auch im 20. Jahrhundert die Originale noch nicht ausgestorben sind. Originell ist in der Biographie *Robert Durrer* einmal der Gegenstand der Darstellung¹⁴). Der aus altem Nidwaldner Geschlecht stammende Historiker und verhinderte Staatsmann lebt in der Erinnerung fort als ein außerordentlich begabter, etwas schrulliger Mann, der in seinem Leben und Werk Tradition mit Künstlertum, Wissenschaft mit Volkstümlichkeit zu verbinden wußte. Originell ist auch die Person des Verfassers: *Jakob Wyrsh*, der Berner Psychiater, hat ein feines Sensorium für das Genial-Kauzige seines Freundes Durrer, er dringt in dessen unterhaltsam erzählten Lebensbild zum menschlichen Kern vor, indem er scheinbar abseits Liegendes mit Behagen preisgibt. Weil der Biograph das Anekdotische dazu benützt, das Bild des *Menschen Durrer* zu entwerfen, wird auch der Wunsch nach einer das bedeutende *historische Werk* Durrers würdigenden Ergänzung lebendig.

Wie wertvoll es ist, daß sich im lokalen Raum viele Laien der Geschichtsforschung annehmen, beweisen die vielen, mit Hingabe betreuten Ortsmuseen in der Schweiz, sowie die jedes Jahr erscheinenden Beiträge zur Lokalgeschichte. Eine schöne Frucht jahrzehntelanger Beschäftigung mit der Geschichte seines Heimatlandes schenkt uns *Mathias Thöny*, der in einem stattlichen Buch der Jugend und dem Volk die *Prättigauer Geschichte* erzählt¹⁵). Sie bleibt nicht an der politischen Geschichte haften: den Chroniken und Urkunden, den Geschichtswerken und der mündlichen Tradition hat Oberst Thöny viele Einzelheiten entnommen, die sein Buch zu einer kulturgeschichtlichen Monographie werden lassen. Eine Fülle volkscundlichen Materials wird da ausgebreitet: Sprache, Recht, Gesetzgebung, Bildungsverhältnisse, Häuserbau, Lebensgewohnheiten, Glaube und Aberglaube, Familiennamen, Klima usw. werden in dem Buch beschrieben, in dem man auf jeder Seite die Liebe des Verfassers zum Tal, zum heimatlichen Boden herausspürt.

Eng mit der Geschichte des schweizerischen Bundesstaates verbunden ist die Geschichte der Berner Zeitung *Der Bund*, die im Herbst 1950 ihr hundertjähriges Bestehen feiern konnte. Zuerst als eine schweizerische «Times» von Auslandschweizern in London geplant, hat sich die auf dem Boden der liberalen Weltanschauung stehende angesehene Zeitung bald als das Sprachrohr der offiziellen schweizerischen Politik des 19. Jahrhundert bewährt. Ihr Anteil an der Bildung eines eidgenössischen Gemeinschaftsbewußtseins im Bund ist nicht zu übersehen. Dies wird in der schönen, von Dr. *Max Grütter* in vorbildlicher Überschau geschriebenen Denkschrift *Der Bund. Ein Rückblick bei Vollendung des hundertsten Jahrganges. 1850—1950*, deutlich, die dem Werk der weitblickenden Gründer, des wagemutigen Solothurner Verlegers Jent und der während eines Jahrhunderts an der Zeitung wirkenden Redaktoren und Korrespondenten die verdiente Würdigung zuteil werden läßt¹⁶). Erinnern auch wir uns, welche hervorragenden Vertreter schweizerischen Schrifttums einst am «Bund» gewirkt haben: Jakob Frey, der Vater des Dichters Adolf Frey, Joseph Viktor Widmann, Gian Bundi, Hugo Marti und andere. Das gediegene Jubiläumsbuch fällt durch eine würdige, vornehme Ausstattung auf.

Zum Schluß sei noch auf zwei Schriften hingewiesen, die an zwei aktuellen Beispielen ein Grundproblem schweizerischer Staatlichkeit aufwerfen: die Minderheitenfrage. Professor Dr. *Fritz Ernst* setzt sich in einem eidgenössischen Mahnwort *Wir Deutschschweizer und der Tessin* energisch und beinahe leidenschaftlich für die Bewahrung der Eigenart des Tessins ein, weil die Italianität der südlichen Alpentäler für das gesamtschweizerische Geistesleben von höchster Wichtigkeit ist¹⁷). Im Zusammenhang mit den jurassischen Autonomiebestrebungen ließ der Regierungsrat des Kantons Bern ein *Gutachten über die Vereinigungsurkunde des Jura mit dem Kanton Bern* erstellen, das Bundesrichter *Comment* sowie die Professoren *Huber* und *Greyerz* gemeinsam verfaßt haben¹⁸). Dem Jura ist mit der

Anfang November 1950 einhellig angenommenen Verfassungsänderung vermehrter kultureller und sprachlicher Schutz zugesichert worden. Die verfassungsrechtliche, historische und kulturpolitische Untersuchung der Beziehungen zwischen dem alten Kantonsteil Bern und dem 1815 hinzugekommenen Gebiet des Fürstbistums Basel berührt anderthalb Jahrhunderte bernischer Geschichte. Auch wenn die ins Deutsche übersetzte Schrift die Frage verneint, ob die Vereinigungsurkunde des Juras mit dem Kanton Bern vom 23. November 1815 noch in Kraft sei, so enthält sie doch deutliche Hinweise darauf, daß eine genügende Berücksichtigung und ein Schutz der Minderheiten auch heute noch ein wichtiges Postulat ist. Sie zeigt vor allem auf, wie sich besonders in der engen Beziehung zum schweizerischen politischen, wirtschaftlichen, kulturellen oder geistigen Leben der Gegenwart die Pflege der Schweizergeschichte als sinnvoll erweist.

Albert W. Schoop

Dostojewskis Philosophie

Wer von uns dächte nicht insbesondere auch an Dostojewski, wenn er nach Repräsentanten des russischen Geistes fragt. In ihm und den Gestalten seiner großen Romane scheint uns Wesen und Eigenart dieses Geistes besonders eindrucksvoll entgegenzutreten. Es nimmt daher nicht Wunder, daß sich europäische Gelehrte, wenn sie sich um ein tieferes Verständnis des russischen Geistes bemühen, immer wieder der Gestalt Dostojewskis zuwenden.

Auf zwei Neuerscheinungen im Bereich der Dostojewskiliteratur sei hier besonders hingewiesen: auf eine von Harry Harvest unter dem Titel: *Dostojewski und Europa* herausgegebene Sammlung von Aufsätzen aus dem *Tagebuch eines Schriftstellers* und auf das Werk von Reinhard Lauth: *Dostojewskis Philosophie in systematischer Darstellung*. Beide Veröffentlichungen sind in ihrem Anliegen grundsätzlich voneinander unterschieden, beide füllen dennoch auf gewisse Weise eine Lücke in der vorliegenden Literatur*).

Was man in dem mehrbändigen *Tagebuch* mühsam zusammensuchen muß, ist in dem erstgenannten Werk dicht gedrängt zusammengefaßt: Dostojewski in seinem Urteil über Europa. Ein tieferes Verständnis dafür wird erleichtert, warum Dostojewski als Slavophile an die «Stunde» Rußlands glaubt: Europa ist dem Untergang geweiht. Rußland dagegen hat den wahren Glauben bewahrt, seine urchtümliche Kraft ist ungebrochen und daher wird vom Osten aus die Gesundung der Welt beginnen. Wenn man diese Kritik an Europa liest, dann muß man sich vergegenwärtigen, daß Dostojewski damit nur der Exponent einer Gruppe von russischen Intellektuellen ist, deren Auseinandersetzung mit den «Ocidentisten» einen wesent-

1) Verlag Paul Haupt, Bern. 2) Verlag Leemann, Zürich 1948. 3) Verlag Leemann, Zürich 1948. 4) Verlag Fritz Forrer, Dießenhofen 1947. 5) Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Thurgau. Frauenfeld 1949. 6) Brig, Buchdruckerei Tscherrig, Tröndle & Co. AG., 1949. 7) Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 4. Verlag Dr. J. Weiß, Affoltern a. A.-Zürich 1949. 8) Kommissionsverlag J. Baeschlin, Glarus 1949. 9) Verlag Paul Haupt, Bern 1949. 10) Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 32. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1949. 11) Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 5. Verlag Dr. J. Weiß, Affoltern a. A.-Zürich 1949. 12) Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 36. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1950. 13) Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 34. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1949. 14) Verlag Josef von Matt, Stans o. J. 15) Verlag der AG. Buchdruckerei Schiers 1948. 16) Verlag «Der Bund», Bern 1950. 17) Kultur- und staatswissenschaftliche Schriften der ETH, Heft 76. Polygraphischer Verlag AG., Zürich 1950. 18) Bern 1948.

*) Dostojewski und Europa — aus dem «Tagebuch eines Schriftstellers», herausgegeben von Harry Harvest. Rotapfel-Verlag, Zürich 1951. — Reinhard Lauth: Die Philosophie Dostojewskis in systematischer Darstellung. Piper & Co., München 1950.

lichen Teil der russischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts bestimmt hat. Seine Äußerungen gewinnen dadurch ein anderes Gewicht. Nicht nur der slavophile Politiker spricht aus ihnen, sondern eine dem russischen Wesen eigene Mentalität, die sich auch in der Umformung des marxistischen Sozialismus zum nationalen Bolschewismus durch Lenin und Stalin, wenn auch in abgewandelter Form, spiegelt. — Das kleine Werk bietet, so betrachtet, einen wertvollen Beitrag zum Verständnis des Ostproblems als Ganzem.

Auf diese kulturpolitische Bedeutung Dostojewskis geht Lauth nicht ein. Seine Absicht ist eine philosophisch-systematische. Er will die in der mannigfachen internationalen Literatur über diesen Dichter noch immer fehlende Gesamtdarstellung seiner Weltanschauung liefern, indem er sein Werk auf das in ihm enthaltene systematische Gedankengut hin untersucht. Bedenken gegen einen solchen Versuch wird man immer vorbringen können, ist es doch stets eine schwer entscheidbare Frage, ob nicht durch eine systematische Abstraktion am literarischen Kunstwerk gerade das zerstört wird, was sein spezifisches Wesen ausmacht: die gestalthafte Anschaulichkeit. Dennoch: es gelingt Lauth, zu zeigen, daß Dostojewski nicht nur ein sehr fein beobachtender Psychologe ist, der wesentliche Ansichten und Begriffe der modernen Tiefenpsychologie gleichsam vorwegnimmt, sondern ein Denker, dem sich vom Problem des Menschen aus eine ganze Reihe systematisch-philosophischer Fragen erschließen. Lauth bedient sich folgender Gesichtspunkte: Psychologie, allgemeine Metaphysik, Ethik, negative und positive Philosophie, Ästhetik. Dostojewskis Philosophie wird auf diese Weise als Ganzes erfaßt und dargestellt. Das zentrale Thema dieser Philosophie ist nach Lauth der Sinn menschlichen Lebens in der Welt und im Anschluß daran die Frage nach dem Sinn der Welt überhaupt. Bei der Lösung oder Behandlung dieses Themas geht Dostojewski vom Prinzip des Lebenswillens aus. Dieser ist jedoch nicht nur ein Teil der Seele, sondern ein Prinzip, das Unbewußtes, Bewußtsein und Überbewußtsein umspannt und durchdringt und das Individuum nicht nur isoliert, sondern mit dem anderen zugleich innerlich verbindet. Er ist Durst nach sinnvoller Befriedigung in der Welt und Drang nach Stillung dieses Durstes, er ist Zwang, der weder mechanisch getrieben noch durch ein rationalbewußtes Ziel geleitet wird, sondern in einem gleichsam «unbewußten Wissen» seinen rechten Weg sucht und findet: den Weg zu Gott. Nur in der auf das Liebesverlangen des Menschen antwortenden Gnade Gottes vermag sich der Lebenswille wahrhaft zu erfüllen. Die negative Philosophie in der Metaphysik entsteht nach Dostojewski dann, wenn man Gott aus der Weltarchitektur streicht und ihn als Produkt menschlicher Unfähigkeit, mit der Welt fertig zu werden, entlarvt. Der Mensch setzt dann sich als Sinngeber selbst und endet nach Dostojewski in Konsequenz dieses metaphysischen Ansatzes beim Nihilismus, wie der westeuropäische Positivismus, oder aber er wird durch die Logik der Tatsachen zur Anerkennung Gottes gezwungen, und dann beginnt die positive Philosophie, die Dostojewskis eigentliches Anliegen ist. In ihrem Rahmen entwirft er seine Gedanken zur Ethik, wonach das oberste Sittengesetz in der Offenbarung gegeben ist. Gottes Gesetz ist unser eigenes Wesensgesetz und seine Befolgung führt allein zur sittlichen Vollkommenheit und Freiheit. Gleichzeitig hat in dieser positiven Philosophie auch die schon erwähnte in einem nationalen Messianismus endende Geschichtsphilosophie ihren systematischen Ort.

Soweit einige Gedankengänge der Philosophie Dostojewskis, wie sie Lauth darstellt. Man wird ihm recht geben müssen, wenn er sagt, daß Dostojewski auf die Frage nach dem Sinn menschlichen Lebens in dieser Welt nur eine Antwort zu bieten vermag: Gott. In dieser religiösen Grundhaltung des Dichters gründet eine durchaus optimistische Welt- und Lebensauffassung, die man bei der Eigenart der Charaktere seiner Romanhelden nur allzu leicht zu übersehen geneigt ist. Man muß anerkennen, daß es Lauth zu einem sehr erheblichen Teil gelungen ist, das philosophisch relevante Gedankengut Dostojewskis als eine in sich gegliederte Einheit und Ganzheit zu erfassen.

Hans-Joachim Lieber

Leo Tolstoj als «problematische Gestalt»

Hegel sagte einmal, ein großer Mensch verdamme die Nachkommen dazu, «sich zu explizieren». Anscheinend ist nun die Reihe an den großen russischen Romanisten und Denker Leo Tolstoj gekommen.

Wer dieses Thema ernst und verantwortungsvoll als Forscher behandeln will, der muß vor allem die russische Sprache frei beherrschen, die russische Geschichte und Kultur gründlich kennen und darüber hinaus sich die Eigenart der russischen Volksmentalität in ihrer freien und ungeknebelten Blüte vergegenwärtigt haben. Denn Leo Tolstoj ist von Rußland nicht zu trennen: er ist gleichsam ein gewaltiger Baum, gewachsen im russischen Walde und auf russischer Ebene, und darum darf er vom bodenständigen Rußland nicht separat gedeutet werden. Ein Forscher kann sich damit nicht begnügen, — einen Homer, einen Shakespeare, einen Goethe, einen Dante bloß in Übersetzungen gelesen zu haben, und die Geschichte ihrer Völker nach Zeitungen und vom Hörensagen zu beurteilen. «Le style c'est l'homme»; und in den Übersetzungen geht der Stil verloren. Ein großer Dichter, als Gestalt, verkörpert die Geschichte und die Mentalität seines Volkes; und jede seine Aussage muß aus dieser Tiefe und Eigenart verstanden werden. Sonst erfaßt man ihn nicht. . .

Demzufolge dürfte das vorliegende Werk nicht als Forschung bezeichnet werden¹⁾. Rußland ist der Verfasserin wesensfremd, unbekannt und unverständlich. Sie gibt es selber zu, daß nämlich «dies einer der Mängel ist, mit denen die Arbeit behaftet ist» (10. Anm.). Das hindert sie leider nicht, über russische Geschichte, Religion, Kultur, Justiz, Literatur und Mentalität mit größter Zuversicht und aus evidenter Unkenntnis, aber geringschätzend und sogar verächtlich zu urteilen (10. 19. 32. 121. 127. 129. 130. 133. 135. 136. 158. 180. 187). Daraus entstehen immerfort Entgleisungen, die alle nicht aufzuzählen sind. So werden z. B. die russischen Kosaken (blutechte Russen!) zu den «primitiven Völkerstämmen des Kaukasus» gezählt (158—159). Dem großen Romanisten wird grundsätzlich vorgehalten, daß er «Kindheit und Knabenalter» nicht als *Novelle* «etikettieren» durfte, was er in Wirklichkeit auch gar nicht getan hat, indem er die allerbeste und allein passende Bezeichnung «Powest» (unübersetzbar, etwa so viel als «Geschichtsbericht») gewählt hat. Von der Ost-Orthodoxie weiß die Verfasserin gar nichts und verwechselt dieselbe mit dem römischen Katholizismus (121). Zahlreiche Namen werden mißverstanden und entstellt usw.

Dem wesentlichen Inhalt nach ist das Buch *kritisch* betont. Diese Kritik bietet jedoch keine künstlerische Analyse und Synthese der Romane und Erzählungen Tolstoj's, sondern eine *moralische Beurteilung seiner persönlichen Schwächen und seines sogenannten «Lebensmißlingens»*. Die geistige Gestalt des großen Dichters wird aufgebaut auf Grund von «passenden» Stellen aus seinen Tagebüchern, Briefen, moralisch-theoretischen Schriften und nicht zuletzt, — was sehr bedenklich erscheint, — aus seinen künstlerischen Werken: die Verfasserin identifiziert nach eigenem Gutdünken den Autor mit seinen Helden und behandelt des öfteren die Aussagen der letzteren als authentische Meinungsäußerungen des Dichters selber. Die Gestalt des letzteren sucht sie auch bald klassenpsychologisch, als in «bürgerlichen Vorurteilen» steckend, bald psycho-analytisch zu beleuchten, ohne jedoch diese Erklärungsweisen folgerichtig und gründlich durchzuführen. Daraus entsteht folgende Konstruktion:

Das Urphänomen dieser Gestalt war, ihrer Meinung nach, die Angst vor dem Tode. Um diese Angst zu überwinden, erklügelte Tolstoj das Prinzip der allgemeinen christlichen Liebe. Dieses Prinzip konnte ihm aber nicht helfen, denn *die wahre Liebe ist nicht christlich und allmenschlich, sondern geschlechtlich*: nur die geschlechtliche Liebe ist *individualisierend*, sie allein erfaßt den Menschen in seinem einzigartigen «ich», erlebt in ihm ein «DU» und der Mensch «beglückt sich selbst und den Anderen». Nun hat aber Tolstoj diese Liebe verurteilt und ihr einen geistigen Wert abgesprochen. Daraus entstanden seine persönlichen Schwächen und auch der Mißerfolg seines Lebens.

Ob die individualisierende Liebe «geschlechtlich» sein muß und ob das Leben der asketisch eingestellten Mönche stets einen Lebensmißerfolg zeitigte, lassen wir da-

¹⁾ Käte Hamburger. Leo Tolstoj. Gestalt und Problem. Francke, Bern 1950.

hingestellt, um nicht polemisch zu werden. Wir bleiben bei dem Standpunkt der Verfasserin als solchem.

Diesen Standpunkt entlehnt sie, wie sie das selber angibt, bei dem Philosophen Paul Hofmann, ihrem verstorbenen Verlobten (gest. 1947; Seite 3. 111. 144—148). Somit dürfte ihr Werk im Ganzen als Versuch bezeichnet werden — eine *Dekomposition* der Weltanschauung Leo Tolstojs in ihren intimen Wurzeln zu unternehmen und ihr die Meinungen der modernen deutschen Philosophie-Professoren Heidegger und Hofmann als die tiefere und echte Wahrheit gegenüberzustellen. Den Anweisungen Paul Hofmanns, augenscheinlich, folgend, übt sie bittere Kritik an dem «bourgeois» Klassenmilieu, an den bürgerlichen «Vorurteilen» und ganz besonders an der bürgerlichen Ehe (61. 63. 157. 162. 164. 167—170). Die «bourgeoise Denkweise» hätte, ihrer Meinung nach, folgendes «prägnantes Kennzeichen»: «Mangel an Wesentlichkeit und Großheit» (167). Liest man das, so seufzt man unwillkürlich über die arme Menschheit, die ja bisher keine «nicht-bürgerliche» Kultur zu schaffen verstanden hat, also auch kaum etwas «Wesentliches und Großes» zu denken und zu schaffen vermochte. Von wo wäre aber das «Wesentliche und Große» zu erwarten? Wie könnte z. B. eine nichtbürgerliche Ehe aussehen? Die volle Gestalt einer solchen Ehe wird im Buche leider nicht geschildert, aber unter den Helden Leo Tolstojs hält die Verfasserin für eine nicht-bürgerliche Ehe am meisten Anna Karenina und Wronsky geeignet, zwei «Helden», die allerdings zu den inhaltlich leersten und seichtesten Romangestalten gehören. Ein aufmerksames Lesen des Buches überzeugt übrigens den Leser davon, daß das religiöse Moment, für welches die Verfasserin grundsätzlich weder Geschmack noch Verständnis aufbringt (19. 95. 103. 117. 119. 133), aus dieser Zukunftsehe zu verschwinden haben wird.

Aufschlußreich wirkt in dieser Hinsicht das Schluß-Kapitel — «Tolstoj und Sowjetrußland». Hier werden die Ansichten des Kommunisten Lenin, des Sozialdemokraten Plechanow, eines «führenden» sowjetischen Literaturkritikers Namens Jermilow, eines Sowjetjournalisten Max Hirschberg und eines amerikanischen Salon-Kommunisten C. K. Gloyn als maßgebend zitiert. Daraus wird der Schluß gezogen, daß der Kommunismus den «Dienst am Nächsten» predigt und daß Tolstoj in richtiger Verwandtschaft mit dem Kommunismus steht. . .

Leo Tolstoj, mit seiner Doktrin des Nichtwiderstehens, er, der folgerichtige Anarchist, stünde dem kommunistischen Staats-Totalitarismus und Terrorismus am nächsten? . . . Welch kühner Gedanke. . . Da muß schon in der ganzen Auffassung seiner Gestalt und auch in der Deutung des Kommunismus etwas nicht stimmen! . . .

Iwan Iljin

Riten der Tiere

Das *Eranos-Jahrbuch 1950* ist dem Thema «Mensch und Ritus» gewidmet; paradoxerweise gilt aber sein interessantester und einem weiteren Publikum verständlicher Beitrag den Riten der *Tiere*¹⁾. Während die meisten Mitarbeiter dieses Bandes spezialistenhaft schreiben und vor allem aus stofflichen Gründen interessieren, geht Prof. A. Portmann, der bekannte Basler Biologe, in seinem Aufsatz «Riten der Tiere» von allgemeineren Gesichtspunkten aus und interessiert vor allem aus prinzipiellen Gründen. Portmann macht anhand ausgezeichnet gewählter Beispiele geltend, daß in der Tierwelt keineswegs (wie eine summarisch arbeitende Zoologie behauptete) der «Kampf aller gegen alle» herrsche, sondern gerade bei höher organisierten Tieren eine von Gattung zu Gattung wechselnde Ritualisierung des Lebens zu beobachten sei. In der Balzzeit singt der Leierschwanz — ein Vogel Australiens — in einem ganz bestimmten, gegenüber seinen Rivalen sorgfältig gehüteten Revier, er bekämpft diese Rivalen aber nicht. Im Gegenteil: «Wenn zwei Leierschwanzmännchen in benachbarten Territorien balzen, kommt es vor, daß sie gemeinsam singen, sich ablösend sowohl wie auch Teile ihrer Melodie zugleich produzierend». Portmann stellt diesem eigenartigen, weit über jede elementare Not-

¹⁾ Eranos-Jahrbuch 1950, herausgegeben von Olga Fröbe-Kapteyn. Rhein-Verlag, Zürich 1951.

wendigkeit der Arterhaltung hinausgehenden Verhalten das seltsame Pickzeremoniell der Kohlmeisen und das Ruffzeremoniell der Silbermöven, sowie den in seinen Formen streng geregelten «Kommentkampf» der Eidechsen zur Seite — auch hier kann man eine Ritualisierung des Lebens beobachten, die Portmann als gestaltende Bändigung aggressiver Triebe deutet.

Mittels ihrer Riten bringen sich die Tiere in jene «Stimmung», die ihnen zur Arterhaltung dienlich wird. Das Ritual hat, tierpsychologisch gesehen, also einen sozialen Sinn. Hier ist nun ein Seitenblick auf das Ritual des Menschen am Platze. Auch für den Menschen hat das Ritual ja den Sinn einer Synchronisation der Stimmungen und ist ein Organ überindividueller Gestaltung. Nur macht Portmann aufmerksam, daß der Übertragungsmodus bei den Tieren ein ererbter sei, während er beim Menschen ein erlernter ist. Die Riten haben beim Menschen ihre Tradition, das macht sie auch «historisch». Wir haben dem Ritual gegenüber unsere Entscheidungsfreiheit. Wir können das Rituelle (besonders wir Europäer) ablehnen oder annehmen etc.

Wir müssen uns aus Raumgründen mit diesen andeutenden Hinweisen auf den außergewöhnlich interessanten Beitrag Portmanns in diesem Eranosband begnügen — es bleibt abzuwarten, von welchem Psychologen oder Soziologen die Anregungen Portmanns aufgenommen werden, sie verdienen jedenfalls diese Aufnahme —, wir fügen lediglich noch zur allgemeinen Orientierung über den Inhalt des Bandes die Namen einiger weiterer, wichtiger Mitarbeiter bei: Kerenyi («Dramatische Gottesgegenwart in der griechischen Religion»), Bairnaert («Le Symbolisme Ascensionnel dans la Liturgie et la Mystique Chrétiennes»), Corbin («Rituel Sabéen et Exégèse Ismaélienne du Rituel»), Radin («The Esoteric Rituals of the North American Indians»), Pettazzoni («Der babylonische Ritus des Akitu und das Gedicht der Welterschöpfung»). Eingang hat Olga Fröbe einen warmherzigen Nachruf auf Gerardus van der Leeuw geschrieben. Van der Leeuw war Religionsphilosoph und reger Teilnehmer mancher Eranos-Tagung in Ascona. Er ist durch seine brillant geschriebene Religionsphänomenologie bekannt geworden.

Jürg Fierz

Die oberste Wehrmachtführung 1939—1943

Helmuth Greiner, der Verfasser des hier besprochenen Buches, ist durch langjährige Mitarbeit an dem amtlichen deutschen Geschichtswerk über den Weltkrieg 1914—1918 in besonderer Weise auf die historiographische Tätigkeit vorgebildet worden, die er vom Sommer 1939 bis Frühjahr 1943 als Bearbeiter des Kriegstagebuches der Abteilung Landesverteidigung im Wehrmachtführungsstab des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) auszuüben hatte¹⁾. Fern von dem Geschehen an den Kampffronten und ohne an den Handlungen der Wehrmachtleitung gestaltend teilzuhaben, erlebte er den zweiten Weltkrieg als Betrachter ex officio in der spannungs- und arbeitsreichen Atmosphäre des OKW und inmitten der Männer, die durch ihre fachlichen Funktionen die Erwägungen und Entschlüsse Hitlers und seiner nächsten Ratgeber (Keitel und Jodl) vorzubereiten oder auszuführen hatten. Greiners Aufgabe bestand darin, die Auffassungen und Weisungen Hitlers und die Gedankenarbeit, die sein zentrales militärisches Arbeitsorgan, der Wehrmachtführungsstab, bei der Leitung und Organisation des deutschen Kriegsinstrumentes zu leisten hatten, tagebuchartig für eine spätere Geschichtsschreibung festzuhalten. Die für diesen Zweck notwendige Kenntnis von den Vorgängen in der Führungszentrale und den Ereignissen auf den Kriegsschauplätzen erhielt Greiner vornehmlich aus dritter Hand. Regelmäßige Teilnahme an den täglichen Lagebesprechungen des Wehrmachtführungsstabes (nicht an denen bei Hitler), Informationen, die ihm der nach Greiners Zeugnis «durch ausgesprochenes Verantwortungsgefühl gegenüber der Geschichte» ausgezeichnete General Warlimont fast täglich zukommen ließ, und Studium der einschlägigen Akten, Protokolle und Schriftstücke vermittel-

¹⁾ Helmuth Greiner: Die Oberste Wehrmachtführung 1939—1943. Limes-Verlag, Wiesbaden 1951.

ten dem Verfasser einen tiefen Einblick in die großen Zusammenhänge, aber auch in viele Einzelheiten der Kriegführung. Warlimont nahm häufig, Jodl von Zeit zu Zeit eine Überprüfung der Greinerschen Tagebucheintragungen vor. Man wird daher annehmen können, daß das Kriegstagebuch im wesentlichen das Bild wiedergab, das Hitlers militärische Umgebung vom Zeitgeschehen hatte und der Geschichtsforschung zu vermitteln wünschte. Das Original des Kriegstagebuches ist bei Kriegsende der Vernichtung anheimgefallen. Doch sind Kopien und Bruchstücke von Teilen des Tagebuches und wesentliche Bestandteile der handschriftlichen Aufzeichnungen, die Greiner für die Niederschrift des Tagebuches benutzte, außer anderem wichtigen Material erhalten geblieben.

Der Verfasser hat sich ausdrücklich darauf beschränkt, seine Darstellung im allgemeinen auf dem «reichen und bedeutenden Quellenmaterial» aufzubauen, das sich «in seiner eigenen Hand» befindet, und auf die Heranziehung der bereits veröffentlichten Nachkriegsliteratur verzichtet. Trotz dieser Beschränkung ist das Buch ein wertvoller Beitrag für die Beurteilung der politischen Ziele und der militärischen Pläne der Wehrmachtspitze, ihrer Methoden in der Koordinierung der drei großen Teile der Wehrmacht (Heer, Marine, Luftwaffe) und des Wesens eines Koalitionskrieges, der unter der Vorherrschaft einer diktatorisch regierten kontinentalen Großmacht ausgefochten wurde. Die divergierenden Interessen der Koalitionsteilnehmer, insbesondere die Deutschlands und Italiens bei der Ausweitung des Krieges im balkanischen und afrikanischen Raum (1940/41), sowie die Fehlbeurteilung der beiden großen Flügelmächte der Welt (USA und UDSSR) durch Hitler treten deutlich zu Tage.

Hitlers Vorrangstellung in der Staats- und Wehrmachtführung findet erneute Bestätigung, ohne daß das Maß seines Einflusses auf militärischem Gebiet bis zur Ausschließlichkeit gesteigert wird. Die Verantwortlichkeit der hitlerischen Regierung für den Beginn und die Ausdehnung des Krieges steht für den Verfasser außer Zweifel.

Man wird nicht allen Auffassungen Greiners zustimmen können, so z. B. nicht der, daß Hitler einen «großen außenpolitischen Erfolg» durch die im Spätsommer 1939 mit Rußland abgeschlossenen Verträge erzielt habe. Die Annäherung an Rußland war von Anfang an nur ein Scheinerfolg, der die augenblickliche Niederwerfung Polens ermöglichte. In Wirklichkeit wurde die wehrpolitische Situation Deutschlands durch die Vorverlegung der russischen Einflußsphäre nach Westen aufs ungünstigste verändert. Auch der These des Verfassers, daß die Kapitulationen von Stalingrad und Tunis zu dem entscheidenden Wendepunkt geführt hätten, wird man nicht ohne Zweifel begegnen können. Nicht erst diese beiden Niederlagen brachten die Wende. Der nur mit «einem feinen Takt des Urteils herauszufühlende Kulminationspunkt» (Clausewitz) war bereits erreicht, als die Grenzen der militärischen Leistungsfähigkeit sich bei der Aussichtslosigkeit der Landung in England (Herbst 1940) und im Feldzug gegen Rußland (1941) abzeichneten.

Sehr aufschlußreich ist die Schilderung des Zeitabschnittes zwischen dem West- und Ostfeldzug (1940/41), in dem die Entscheidungen über den Verzicht auf die Invasion Englands, über die Ausdehnung der Operationen auf dem Balkan, im Mittelmeerraum und gegen Rußland fielen. Der im Anhang beigegebene Auszug aus den Aufzeichnungen zum Kriegstagebuch des Wehrmachtführungsstabes vom 12. 8. 1942 bis 17. 3. 1943 verdient besondere Beachtung.

Greiners Werk, das auf quellenmäßiger Grundlage das Wirken der Obersten Wehrmachtführung (1939—1943) sachlich darlegt, ist ein wichtiger Baustein zur Geschichte des zweiten Weltkrieges.

Friedrich Hoßbach